

waren von Kindheit auf unzertrennlich gewesen und hatten Alles, Schmerz und Freude, treu gemeinsam getragen.

Wenn der alte Graf, Stephan, der von den beiden Brüdern der tollste und übermüthigste war, wegen irgend eines unsinnigen Streiches züchtigen wollte, dann warf sich ihm gewiß Ladislaus entgegen und rief sogleich: „Schlage mich, Papa, ich war der Schuldige.“ Bestritt dies Stephan im edlen Wett-eifer und wollte dennoch der Graf den Schuldigen abstrafen, dann bat Ladislaus so lange und eifrig für den Bruder, bis der Vater davon abstand.

Ladislaus war sein Liebling und deshalb hatte eine solche Fürsprache stets Erfolg. Die Gräfin dagegen zog Stephan vor und sie wußte manch' tollen Streich des übermüthigen Knaben zu bemänteln und hatte selbst für all' seine Fehler eine Entschuldigung. Ladislaus war mehr zum Ernst geneigt, während Stephan durch seinen Leichtsinu und seine Lebenslust Alle mit sich forttrieb und besonders die Mutter fand sein ganzes Wesen echt ritterlich und eines Magdaren würdig. Sie schwärmte für ihn; er war ihr höchster Stolz und all' ihre kühnsten Hoffnungen setzte sie auf ihn.

Trotz der verschiedenartigsten Günst, die sie von ihren Eltern genossen und der auch mehr hervortretenden Verschiedenartigkeit ihres Charakters blieben die Zwillingbrüder ein Herz und eine Seele und nach dem Hereinbruch der durch die Waffenstreckung Görgeys herbeigeführten Katastrophe war es ihr größter Schmerz, daß sie sich trennen mußten, weil ihr gemeinsames Auftreten die Gefahr nur erhöhen konnte.

Dennoch suchten sie, selbst mit den furchtbarsten Anstrengungen ein öfteres Wiedersehen zu ermöglichen und die Brüder durchritten oft eine ganze Nacht, scheuten nicht die unwegsamsten Pfade, um nur an irgend einem verabredeten Orte sich wieder einmal ins Auge blicken zu können.

Der alte Graf war durch die Revolution selbst in bedrängte Verhältnisse gerathen, weil er sein ganzes Baarvermögen für die Sache des Vaterlandes geopfert und seine großen Güter durch die noch immer nicht völlig beruhigten Zustände kaum den nothdürftigsten Ertrag brachten; er vermochte deshalb nicht, seine Söhne bei ihrem Flüchtlingsleben mit Geldmitteln zu unterstützen. Endlich war es ihm gelungen, eine kleine Summe flüssig zu machen, die natürlich bei der nächsten heimlichen Anfunft im Schlosse sein Liebling Ladislaus erhielt.

„Suche damit nach Paris zu kommen,“ drängte der Graf, der um das Schicksal seiner Söhne nicht wenig besorgt war und fürchtete, sie könnten bei aller List und Vorsicht schließlich doch österreichischen Spionen in die Hände fallen. Und als Ladislaus nur die Hälfte annehmen wollte, weil Stephan die andere Hälfte erhalten müsse, hatte der Vater ihm versichert: „Für ihn habe ich die gleiche Summe bereit, sobald er nur kommt.“

Seitdem war von Ladislaus nicht mehr die geringste Kunde eingetroffen. Ob es ihm geglückt, Paris zu erreichen? Ob er der noch immer auflauernden österreichischen Polizei in die Hände gefallen? Wohin er gerathen, was aus ihm geworden, wußte Niemand. Er war und blieb verschollen. Wie viel Anstrengungen auch Graf Tinodi heimlich machen ließ, über das Schicksal seines Lieblings irgend etwas zu erfahren, es war von seinem weiteren Verbleib nicht die mindeste Spur zu entdecken. Ein dunkles Gerücht lief, daß Ladislaus sich nach Italien gewandt habe, aber warum schrieb er nicht, wenn er wirklich in Sicherheit war?

Für den alten Grafen war es der letzte vernichtende Schlag. Wie er auch früher über sein finsternes Schicksal gemurrt, er wollte jetzt Alles, selbst sein schweres Körperleiden ruhig ertragen, wenn man ihm nur von seinem geliebten Sohne Nachricht brächte. Wochen und Monate waren seitdem vergangen, Ladislaus war und blieb spurlos verschwunden und der alte schwergeprüfte Mann war dem Wahnsinn nahe vor Schmerz und Verzweiflung.

Trotzdem Stephan die größte Gefahr dabei lief, hatte er auf diese Unglücksbotschaft hin Ungarn verlassen, um den Bruder zu suchen. Es war ihm unter tausend Hindernissen und Schwierigkeiten auch wirklich gelungen, Paris zu erreichen, aber von Ladislaus konnten ihm seine Landsleute keine Auskunft geben und doch standen die ungarischen Emigranten in der französischen Hauptstadt in so inniger Verbindung, daß sie von dem Eintreffen eines jeden Flüchtlings die genaueste Kunde hatten.

Stephan mußte mit der trostlosen Nachricht in die Heimath zurückkehren, daß er Ladislaus nicht gefunden habe und selbst die ungarische Emigration in Paris, die beinahe mit allen im Auslande sich befindenden Landsleuten in Verbindung stand, über seinen jetzigen Aufenthalt keine Auskunft geben könne. Ihre Nachrichten reichten nur so weit, daß der junge Tinodi damals glücklich in Wien angekommen und dann verschwunden sei. Er hatte wohl sein und seines Bruders baldiges Erscheinen in Paris angekündigt, war aber niemals dort eingetroffen. Man sprach die Vermuthung aus, daß Ladislaus wahrscheinlich doch,

trotz aller Vorsicht, der österreichischen Polizei in die Hände gefallen sei und in irgend einem Gefängniß schmachte. Stephan wollte noch einmal den ganzen Kaiserstaat durchstreifen und Alles versuchen, um den Bruder zu entdecken, mochten ihm selbst daraus die schlimmsten Gefahren erwachsen. Jetzt kam er nach Tirol, weil ihm dunkle Andeutungen geworden, Ladislaus sei dorthin geschleppt worden.

Gräfin Vassar hatte ihren Neffen während ihres Flüchtlingslebens mehrmals ein Asyl gewährt. Gerade bei ihr suchte man die Flüchtlinge am wenigsten, weil man ihnen eine solche Verwegenheit nicht zutraute. Auch sie theilte die Vorliebe ihres Schwagers für Ladislaus, sein größerer Ernst, seine seelische Tiefe war ihr sympathischer, obwohl sie dem frischen, heiteren Sinn Stephens, seiner großen Herzengüte, die aus allen Tollheiten immer wieder hervorbrach, volle Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Sarolta natürlich hatte stets an Vetter Stephan einen köstlichen Spielgefährten gehabt und sie jubelte nicht wenig über seine nahe Anfunft.

Die Gräfin hatte schon mehrere Tage mit Ungebuld ihren Neffen erwartet und er kam noch immer nicht. Vielleicht war auch ihm ein Unglück zugestoßen und sie vermochte kaum ihre Unruhe zu verbergen. Wie vertraut sie auch mit Hartenbergs geworden, über diese Verhältnisse hatte sie nie mit ihren neuen Freunden gesprochen. Es war nicht aus Mißtrauen geschoben; aber sie gehörte auch zu jenen feinsinnigen, edlen Naturen, die ihr persönliches Leid und Unglück für sich allein tragen und damit nicht gern Denjenigen lästig fallen, die sie lieben und schätzen.

Eines Abends, als Sarolta schon zu Bett gebracht worden und die Gräfin nach ihrer Gewohnheit noch eine Weile zum Fenster in die Dämmerung hinausblinzelte, hielt plötzlich ein Wagen vor ihrer Thür. Sie wollte schon aufjubeln, aber sie mußte sich geäußert haben, denn der Mann, der aus dem leichten Gefährt jetzt heraussstieg und auf das Haus zuschritt, verrieth in seinem ganzen Aeußern, in Kleidung, Gang und Haltung so sehr den Stock-Engländer, daß es unmöglich Stephan sein konnte. Und jetzt meldete auch schon das Mädchen „Lord Deerham!“

Die Gräfin hatte niemals den Namen gehört. Was wollte dieser Sohn Albions von ihr und noch dazu in später Stunde? — Bei den excentrischen Neigungen der Engländer durfte sie freilich über einen so ungewöhnlichen Besuch nicht allzusehr erstaunen. Sie befahl dem Mädchen Licht zu bringen und sodann den Lord hereinzulassen. Wenige Augenblicke später erschien der Lord, machte eine sehr steife Verbeugung und blieb stumm, wie angezogen an der Thür stehen.

Kaum aber hatte die Gräfin die Frage über die Lippen: „Was verschafft mir die Ehre?“ da breitete der steife Engländer plötzlich die Arme aus und zog die erschrockene Frau stürmisch an seine Brust: „Hast Du mich wahrhaftig nicht erkannt?“ rief er mit hellem Aufschrei. „D, dann bin ich gesichert!“

„Stephan!? — Bist Du es wirklich?“ und die Gräfin blickte ihren Neffen noch immer ein wenig zweifelnd in das glattrasierte Gesicht. Er sah doch so verändert aus, denn er hatte selbst seinen hübschen Bart geopfert, auf den er bisher nicht wenig stolz war, um sich unkenntlich zu machen. Seine Absicht war vollkommen gelungen — der junge Graf sah in der That auch bei näherer Prüfung wie ein echter Engländer aus.

„Meine Freunde haben mir einen englischen Paß verschafft,“ erklärte Stephan seiner überraschten Tante, „und nun bleibt mir freilich nichts Anderes übrig, als den Lord Deerham so gut wie möglich zu spielen.“

„Es ist Dir vortrefflich gelungen, denn Du hast selbst mich getäuscht,“ meinte die Gräfin.

„Das freut mich! Nur so vermag ich allen Gefahren auszuweichen; ich will deshalb auch hier in Meran meine Rolle beibehalten und ich brauche Dich wohl nicht erst zu bitten, theure Tante, daß Du mein Geheimniß gegen Jeden sorgsam bewahrst.“

„Du kannst ganz ruhig sein. Ich habe überhaupt hier wenig Verkehr, nur mit meinen Nachbarn bin ich in nähere Berührung gekommen,“ erklärte die Gräfin. „Es sind liebenswürdige, treffliche Menschen: aber da fällt mir ein, Sarolta hat schon von Deiner Anfunft geplaudert — wie soll ich nun —“

„D, nichts leichter als das,“ unterbrach sie Stephan mit gewohnter Lebhaftigkeit, „Deine Schwester hat einen englischen Lord geheirathet und ich bin ihr Sohn, der beständig auf dem Festlande herumreist und dabei wieder einmal seine Tante besucht.“ — Die Gräfin sann einen Augenblick nach. „Es wird gehen, denn ich habe meinen Freunden nicht Deinen Namen genannt.“ Aber Sarolta fiel ihr plötzlich ein. „Wie sollen wir's verhindern, daß die Kleine nicht Dein Geheimniß ausplaudert? Das beste wäre es, ich vertraute mich meinen Nachbarn offen und ehrlich an, denn es sind höchst ehrenwerthe Menschen und wir liefern dabei nicht die mindeste Gefahr — im Gegentheil könnte uns Bankier Hartenberg vielleicht recht nützlich sein.“

Stephan hörte kaum auf ihre Einwendungen. „Nein, nein, ein Geheimniß, das mehr als zwei Menschen

wissen, ist schon kein Geheimniß mehr. Sarolta wird mich nicht wiedererkennen und auch für sie muß ich der englische Vetter sein, so gern ich auch mit ihr in alter Weise spielen möchte.“

Wenn Stephan sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, war es unmöglich, ihn davon abzubringen und die Gräfin sah wohl ein, daß noch dazu in diesem Falle die größte Vorsicht nöthig sei; sie äußerte nur das Bedenken, ob es ihm auch gelingen werde, bei ihren Freunden seine Rolle als englischer Lord so durchzuführen, daß es keinen Verdacht erzeuge.

„Wer sind die Herrschaften?“ fragte er gleichgiltig. „Bankier Hartenberg aus Wien mit seiner Frau,“ antwortete die Gräfin unbefangen.

Ueber das Gesicht Stephens zog eine Unmuthswolke und seine blauen Augen blitzten. „Ach, ein deutscher Krämer? Wie bist Du zu diesen Leuten gekommen?“ und um seine feinen, blühenden Lippen zuckte ein hochmüthiges Lächeln.

„Sarolta hat eigentlich unsere Bekanntschaft vermittelt, indem sie sich, wie es nun einmal ihre Art, sich leidenschaftlich an den Sohn des Bankiers angegeschlossen; ich lernte dann die Familie näher kennen und ich muß Dir gestehen, daß mir Hartenbergs recht lieb geworden sind, und daß ich sie als vortreffliche, edle Menschen wahrhaft schätze.“ Die Gräfin hatte die letzten Worte nicht ohne Betonung hinzugefügt; sie wollte ihrem Neffen zu verstehen geben, daß ihr sein ungünstiges Vorurtheil sehr unangenehm sei.

Stephan verstand sie vollkommen und kannte auch die demokratischen Anwandlungen seiner Tante, die sich stets von allem Adelstolz frei gehalten hatte und mit Bürgerlichen wie mit ihresgleichen verkehrte. Ueber diesen Punkt war mit ihr nicht zu streiten, das wußte er von früher, deshalb sagte er mit altem unerschüttertem Hochmuth: „Um so besser, da brauche ich nicht viel mit diesen Leuten zu reden und habe keine Veranlassung aus meiner Rolle zu fallen.“

Wirklich blieb Graf Tinodi seinem Vorsatz getreu und am andern Morgen fand die kleine Sarolta zu ihrem großen Verdruß, nicht den lieben, lustigen Vetter Stephan vor, sondern einen Kousin aus England, der so wenig sprach und ganz steif und nüchtern war, obwohl er dem Vetter Stephan ein wenig ähnlich sah. Sie eilte sogleich zu Willibald, um ihm diese unangenehme Nachricht zu verkünden.

Stephan bat seine Tante, auf ihn während seines kurzen Aufenthaltes in Meran in keiner Weise Rücksicht zu nehmen, da er jeden Augenblick benutzen wolle, um auch hier in der ganzen Umgegend seine Forschungen nach dem Verbleib des Bruders anzustellen.

Mit Bestimmtheit erklärte er sogar, daß er sich auch zum Mittagessen nicht einfinden werde und kaum hatte er das Frühstück genossen, verließ er rasch das Haus. Die Gräfin hatte deshalb nicht nöthig, ihre Verabredungen mit Hartenbergs für den heutigen Tag abzuändern. Man wollte bei dem noch immer wunderherrlichen, milden Wetter, einen Ausflug nach Leoben machen und dann sollten ihre Freunde bei ihr den Thee einnehmen. So blieb es auch.

Die Gräfin erzählte ihren Freunden flüchtig von der Anfunft ihres Neffen, der aber, nach Art aller Engländer, sogleich auf eigene Hand in die Berge geist sei und Sarolta machte nun von Neuem ihrem bekümmerten Herzen Luft über den englischen Vetter, den sie nicht leiden möge. Um so anschniegender war sie jetzt gegen Willibald.

Auch der Gräfin kam es heute mehr als je zum Bewußtsein, was sie an ihren neuen Freunden besaß. Gerade durch den aristokratischen Hochmuth u. d. Widerspruch Stephens wurde sie aufmerksamer und nun traten ihr die Tugenden dieser Bürgerlichen in ein noch helleres Licht. Wie schlicht und einfach, wie prunklos war Frau Hartenberg! Sie legte weder ihren äußern noch innern Reichtum selbstgefällig aller Welt zur Schau. Wer sie zum ersten Mal sah, konnte sie für die Ehehälfte eines kleinen Beamten oder Handwerkers halten, so solid bürgerlich war ihre Kleidung und ihr ganzes Auftreten. Und doch war sie die Gattin eines Mannes, der ein sehr glänzendes Einkommen hatte — und an Herzengüte, an tiefer, wahrer Geistesbildung überragte sie die gefeiertste Dame des Salons. Je mehr sie die Gräfin sie kennen lernte, je mehr mußte sie die edle, treffliche Frau schätzen. Und ebenso achtenswerth erschien ihr der Bankier.

Hartenberg war in der That kein gewöhnlicher Mensch, — er hatte durch rastloses Ringen und Kämpfen sich aus den ärmlichsten Verhältnissen zu seiner jetzigen Stellung emporgearbeitet und Alles sich selbst zu verdanken. Trotzdem er mit glühendem Eifer seinen Geschäften nachging, hatte er sich mit wahrhaft übermenschlicher Anstrengung die nöthige Geistesbildung zu erwerben gewußt und bei seinem vortrefflichen Gedächtniß verfügte er über einen reichen Schatz von Kenntnissen, die er sich auf den verschiedenartigsten Gebieten des Wissens erworben.

(Fortsetzung folgt.)